Krankhafte Auswüchse, Geschwülste führten zu den Tiereigennamen *Brüchle, Heinisch, Knittel oder Stolli*. Der kräftige oder schwächliche Körperbau klingt an in *Geiß/Gaißli, Kloben*, die Gangart in *Klöcke, Link*.

Tiereigennamen nach der äußeren Erscheinung bilden das häufigste Benennungsmotiv. Dies ergibt sich nicht nur aufgrund unseres Materials, sondern gilt auch in anderen Landschaften. Zu diesem Ergebnis kommt auch *Ulrich Bentzien* in seinem Beitrag »Tiereigennamen. Untersucht an einem Quellenfund aus Mecklenburg« (erschienen in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 14, 1968, S. 39–55).

Ein weiteres Benennungsmotiv liegt in der Wesensart der Tiere. Hierher zählen die Namen *Frei, Fröhlich, Hutzlin, Leu/Läu, der Taube, Wild(i)*, vielleicht auch *Schwedi, Spion*.

Andere Motive sind mit nur wenigen Beispielen vertreten. Die Herkunft eines Tieres ist in *Schweizerin, Schweizerstütle* gegeben. *Laube/Laubi, Laubli* und *Mai* gehen auf den Geburtsmonat, die jahreszeitliche Zuordnung zurück. Wenige Namen sind in ihrer Bedeutung unklar.

Zur Schichtenfolge des Namengutes ist zu sagen, daß sowohl die Namen aus dem 17. Jahrhundert wie aus dem Ende des 18. Jahrhunderts auf dieselben Bedeutungskategorien zurückgehen. Nimmt man die von *E.H. Meyer* aufgeführten Tiereigennamen hinzu, so zeigt sich, daß dieselben Benennungsmotive bis weit in das 19. Jahrhundert hinein gebräuchlich waren. Die Namengruppe, Tieren menschliche Vornamen zu geben, ist eine junge Schicht. Ob *Elze* und *Saha* damit zusammenhängen, ist zweifelhaft. Zur Tiernamengebung neuerer Zeit vgl. *Hermann Bausinger*, Tierzucht und Namengebung. Zu den Eigennamen des Zuchtviehs. In: Festschrift für Paul Zinsli. Bern 1971, S. 170–184. – *Gerhard Eis*, Rufnamen der Tiere. In: Neophilologus 48, 1964, S. 122–146.

Ernst Schneider, Karlsruhe

600 Jahre Spitalfonds Radolfzell

Ansprache von Dr. Franz Götz am 22. November 1986

Die Heilig-Geist-Spitäler in mittelalterlichen Städten waren Einrichtungen bürgerschaftlicher Solidarität, entstanden aus christlicher Gesinnung und geschaffen als Instrument städtischer Wohlfahrtspflege. Die Spitäler dienten der Armenfürsorge, der Verteilung von Almosen, der Unterbringung und Verköstigung von Wanderern, Reisenden und Pilgern, der medizinischen Betreuung bedürftiger Kranker; sie waren Altersheime, Kranken- und Waisenhäuser und manches andere mehr, unterschieden sich also in ihrer umfassenden Fürsorge erheblich von den modernen Krankenhäusern und Altersheimen.

Ihre vielfältigen Aufgaben erfüllten die Spitäler mit eigenen, aus Stiftungen und Schenkungen erwachsenen, meist sehr umfangreichen Liegenschafts- und Kapitalvermögen. (Vgl. hierzu: Otto Feger, Geschichte des Bodenseeraumes, Band II, 1958, S. 215 f.) Das versetzte sie in die Lage, jahrhundertelang segensreich zu wirken. Die meisten von ihnen bestehen noch heute und sind mit großen Teilen des im Laufe der Zeit angesammelten Stiftungsvermögens finanzkräftige Träger von Altenheimen und Krankenhäusern.

Bis heute gilt das Spital – wie es einmal der Esslinger Historiker Otto Borst formuliert hat – als »der abendländische Inbegriff von Hilfe und Pflege, Wirkstätte einer Caritas, deren Gegenstand Hilfsbedürftige jeder Art waren.« Ursprünglich waren die Heilig-Geist-Spitäler mit der Taube oder dem Doppelkreuz im Siegel kirchliche, unter dem Schutz des Bischofs stehende Institutionen, wenn auch die Spital-Verwaltung in Händen der Bürgerschaft, genauer gesagt, in denen des Rates der Stadt lag.

Daß die Spitäler unter kirchlichem Schutz standen und bischöfliche Unterstützung erfuhren, wird z. B. daran deutlich, daß am 22. November 1386 – also genau heute vor 600 Jahren – der Konstanzer Bischof Nikolaus von Riesenberg einen Sammlungsbrief ausgestellt hat, in dem er die gesamte Geistlichkeit seiner großen Diözese aufforderte, ihre Gläubigen durch Predigten und auf andere Weise dazu anzuhalten, für die Vollendung des Baus des Heilig-Geist-Spitals in Radolfzell milde Gaben zu spenden.

Was wir heute feiern, ist die 600. Wiederkehr des Ausstellungsdatums dieses bischöflichen Sammlungsbriefes, nicht die Gründung des Spitals, die schon in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgt sein muß – denn wir besitzen ein Dokument von 1343, in welchem bereits das »Spital ze Ratolfcell« genannt ist – und auch nicht die Weihe der Spitalkapelle, die der Konstanzer Weihbischof Heinrich Bailer 1388 vorgenommen hat. Trotzdem lassen die Radolfzeller Stadtgeschichtsschreiber Kasimir Walchner und Peter Paul Albert sowie die auf diese Chronisten zurückgreifenden Historiker das Radolfzeller Spitalwesen mit dem bischöflich-konstanzischen Sammlungsbrief des Jahres 1386 beginnen. Und auch wir nehmen – wie ich meine zurecht – diese Urkunde zum Anlaß für unser heutiges Jubiläum, markiert sie doch den entscheidenden Schritt zur Realisierung des Radolfzeller Spitalbaus, der zwei Jahre später abgeschlossen werden konnte.

Wir dürfen davon ausgehen, daß auf Grund des bischöflichen Sammlungsaufrufs die Spenden reichlich geflossen sind, wurde doch allen, die für das Spital zu Radolfzell aus frommem Brauche ihre Almosen gaben, ein Anlaß von 40 Tagen für schwere Sünden und ein Jahr für läßliche Sünden gewährt.

Die Ablaß-Praxis, uns aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts wegen mancher Mißbräuche etwas suspekt geworden, hatte im kirchlich-religiösen Leben des Mittelalters einen zentralen Stellenwert. »Was immer zur Ehre Gottes, zum Wohle einer geistlichen oder bürgerlichen Gemeinschaft, für Werke öffentlicher oder privater Wohlfahrt geschehen konnte, stand unter dem Zeichen 'in remedium animae meae', zum Heile meiner Seele.«... Vieles »wurde in die Wege geleitet, gefördert und vollendet, weil man dafür Lohn im Himmel oder Erlaß von Sündenstrafen erhoffte.« (Johannes Bühler: Die Kultur des Mittelalters, Stuttgart 1954, S. 72). Reiche und Arme glaubten an die rechtfertigende Wirkung des Almosens. Dies führte zu zahlreichen Schenkungen und Stiftungen. Daraus zog auch das Radolfzeller Heilig-Geist-Spital Nutzen, und auch der Radolfzeller Münsterbau profitierte im 15. Jahrhundert von der Gewährung von Ablässen für gute Werke und fromme Gebetsübungen. Man mag über Stiftungen, die im Blick auf das eigene Seelenheil oder das anderer, z. B. verstorbener Angehöriger, gemacht wurden, denken wie man will, eines ist unbestreitbar, daß sie enorme Kräfte für die soziale und kulturelle Entwicklung in allen christlich geprägten Ländern freigesetzt haben.

Nach offensichtlich zunächst recht bescheidenen Anfängen schuf die Initiative des Konstanzer Bischofs vor 600 Jahren eine wichtige Voraussetzung für die gedeihliche Entwicklung des Radolfzeller Spitals. Dazu kam, daß ein Jahr später Herzog Albrecht von Österreich das von den getreuen Bürgern zu Radolfzell Gott zum Lobe gegründete und gebaute Spital, das sie auch einigermaßen mit Gütern und Nutzungen begabt und zum ewigen Almosen, zur Tröstung und Nahrung armer, bedürftiger Leute gewidmet hatten, bestätigte. Darüber hinaus befreite der Herzog das Spital mit allen seinen Leuten und Gütern von Schatzungen und anderen unbilligen Forderungen und erteilte ihm »alle die recht, freiyhait, gnad und gut gewonhait, die andere söllich Spital billich haben.«

Am 19. September 1388 bestätigte der Konstanzer Bischof Burkhard von Hewen die durch Bürger von Radolfzell erfolgte Stiftung einer ewigen Messe auf einem Altar im Spital und die Anstellung eines geeigneten Priesters. Der Bestand des Spitals, das ausdrücklich als Armen- und Krankenhaus bezeichnet wird, war damit anscheinend endgültig begründet und gesichert.

Am 23. Dezember desselben Jahres urkundete der Konstanzer Weihbischof Heinrich Bailer, daß er einen »Altar in dem Spital der Armen« zu Radolfzell zu Ehren der heiligen und unzerteilten Dreifaltigkeit, der hochgelobten Jungfrau Maria und vieler anderer Heiligen geweiht hat. In diesem Zusammenhang wurde auch wieder ein Ablaß ausgeschrieben, damit die Gläubigen desto eifriger die Werke der Buße, der Tugend und der christlichen Liebe üben möchten. Im einzelnen wurde folgendes bestimmt: Allen Christgläubigen, welche den Altar im Spital an den hohen Festen des Herrn und an den Festen Marias mit einem durch Reue und Buße gereinigten Herzen besuchten, mit gebeugten Knien drei Vaterunser und den Englischen Gruß beteten, oder die sonst zur Erhaltung des Baues des Spitals oder zur Besserung und Mehrung der Ampeln und Lichter, der Kirchenbücher, Kelche, Glocken und anderen Kirchenzierden ihr Almosen spendeten und die den kranken und bedürftigen Mitmenschen innerhalb dieses Spitals ihre hilfreiche Hand reichten, und auch denen, die das hl. Sakrament zu den Kranken geleiteten, wurde nach dem Maße des Verdienstes und guten Werkes Milderung der verdienten Kirchenstrafen und 40 Tage Ablaß tödlicher Sünden und ein Jahr für läßliche Sünden erteilt.

Wie das Spitalvermögen im Lauf der Zeit durch Schenkungen, Opfergaben und Vermächtnisse, durch Kauf, Tausch und Ersparnisse wuchs, das hat mein Mitarbeiter, der junge und rührige Radolfzeller Stadtarchivar Achim Fenner in der zum Spital-Jubiläum erschienenen Festschrift ausführlich und anschaulich geschildert. Dabei wird deutlich, daß trotz eines verhältnismäßig hohen Kapitalgrundstocks die Erträge nicht immer ausreichten, um alle spitälischen Bedürfnisse zu befriedigen, daß manchmal die Ausgaben die Einnahmen überstiegen, daß es aber schließlich in der zweiten Häfte des 19. Jahrhunderts gelang, eine solide Vermögensbasis für ein leistungsfähiges Spital zu schaffen. Zum Vermögen gehörten neben einigen Häusern und landwirtschaftlichen Grundstücken vor allem Wälder, aber neben Sachwerten auch Geld, das gegen Zins ausgeliehen wurde. Im Jahr 1860 stand das Heilig-Geist-Spital Radolfzell, gemessen am Vermögen, unter den 107 badischen Hospitälern und Hospitalstiftungen immerhin an 13. Stelle!

Interessante Einblicke in das Leben der Spitalbewohner gewährt das ebenfalls von Achim Fenner verfaßte Kapitel »Das Spital und seine Insassen.« Obwohl das Radolfzeller Heilig-Geist-Spital eigentlich eingerichtet worden war, um armen Bürgern der Stadt Hilfe und Obdach zu gewähren und Kranken Aufnahme- und Pflegemöglichkeit zu bieten, hat man schon bald auch wohlhabende Bürger als Pfründner ins Spital aufgenommen; denn nach deren Tod ging ihr eingebrachtes Vermögen in das Eigentum des Spitals über, eine Verlockung, der man auf Dauer nicht widerstehen konnte.

Abgesehen von Unterschieden in der Qualität der Zimmer und des Essens hatten Pfründer und arme Spitalinsassen im wesentlichen die gleiche Rechtsstellung. »Beide gehörten zur Spitalgemeinschaft und waren deshalb derselben Regel und Hausordnung unterworfen. Sowohl sommers wie winters mußten sich die Spitälinge abends ab einem mit der Spitalglocke angezeigten Zeitpunkt im Spitalbereich aufhalten. Es war vorgeschrieben, daß alle, die etwas aus dem Spital genossen, ordentlich dem Gottesdienst, der Heiligen Messe sowie dem Rosenkranz beiwohnten. Jenen, die boshafterweise fehlten, verweigerte der Spitalmeister noch am selben Tag Essen und Trinken.« (Achim Fenner).

Da lange Zeit eine schriftlich fixierte Spitalordnung nicht existierte, häuften sich die Klagen über das Fehlen einer solchen Ordnung und die daraus resultierenden Mißstände im Radolfzeller Spital. »Nicht selten luden die Pfründner Verwandte und Bekannte zu den Mahlzeiten auf die Zimmer ein und hielten Gastereien ab. Spitalinsassen, vor allem solche, die Krankenkost und Wein bezogen, gingen insbesondere an Wochen-, Vieh- und Jahrmärkten dem Betteln nach, ja sogar fremde Reisende wurden von ihnen angehalten; andere zogen auf das Land, bestürmten Bauern und Pfarrhöfe. Der Erwerb wurde in den Wirtshäusern versoffen 'oder von den Weibspersonen für Nascherein, Branntwein und Magenüberfüllungen ausgegeben.« (Achim Fenner). Im Juli 1841 verabschiedeten schließlich Gemeinderat, Stiftungsvorstand und Bürgerausschuß die dringend erforderliche »Hausordnung des Bürgerspitals in Radolfzell«, deren Bestimmungen Generationen hinweg Gültigkeit besaßen.

Der Tagesablauf für die Insassen des Spitals war genau geregelt. Im Sommer stand man auf ein Glockenzeichen hin um 1/2 6 Uhr auf, im Winter eine Stunde später. Nach dem gemeinsamen vom Pfarramt angeordneten Morgengebet wurde in Gegenwart des Spitalhausmeisters, dem die »Unfälle« der vergangenen Nacht zu melden waren, jeweils eine Stunde darauf das Frühstück eingenommen. Es gab aber nicht etwa, wie heute, Brötchen und Kaffee, sondern eine nahrhafte Suppe. Jeder Spitalgenosse erhielt ohne Unterschied täglich ein Pfund Brot, dessen Mischung aus zwei Teilen Kernen und einem Teil Roggen bestand. Beim Frühstück durfte nur fehlen, wer so alt und gebrechlich war, daß er nicht mehr so früh aufstehen konnte, oder wer schon zur Arbeit gegangen war. Im Anschluß an das Frühstück gab der Spitalmeister für jeden einzelnen die Tagesarbeiten auf. Die Frauen begaben sich in das für sie bestimmte Versammlungs- und Arbeitszimmer, wo sie sich mit Spinnen und Nähen zu beschäftigen hatten. Ebenso gingen die Männer, welchen keine besondere Tagesarbeit aufgetragen worden war, in ihren Raum, wo sie zweckmäßig beschäftigt wurden. »Zur Beförderung des Fleißes und zur Aufmunterung« wurde den Spitalinsassen ein Teil ihrer Arbeitsleistung bezahlt. Dieses Taschengeld sollte zudem zur Befriedigung kleinerer Bedürfnisse dienen... Ganz alte oder gebrechliche Leute, die nicht mehr imstande waren zu arbeiten, bekamen für ihre kleinen Bedürfnisse, wie z. B. Schnupftabak, vom Spital wöchentlich 6 Kreuzer vergütet. Das Betteln in der Stadt war jedem Spitalgenossen ein für allemals auf das strengste untersagt. Sowohl an Werk- als auch an Sonntagen wurde von 11 bis 12 Uhr das Mittagessen eingenommen. Die männlichen und weiblichen Spitälinge empfingen ihre Kost getrennt in den für sie bestimmten Speisezimmern....

Auf dem Speiseplan standen Knöpfle, abwechselnd grünes und saures Gemüse sowie wöchentlich zweimal Fleisch und zwar pro Kopf ein halbes Pfund ohne Bein. Nach dem Mittagessen wurde wieder zu den gewöhnlichen Arbeiten geschritten. Zum Abendessen traf man sich im Sommer um 19 Uhr, im Winter eine Stunde früher. Es gab Mehl-, Brot- oder Grützsuppe, Kartoffeln oder je nach Jahreszeit eine andere Zuspeise. Mittwochs und sonntags empfingen die Männer einen Schoppen, die Frauen einen halben Schoppen Wein. Über die Qualität des Radolfzeller Weines ist nicht viel bekannt. Am 22. Oktober 1897 beschloß der Verwaltungsrat der Spitalstiftung jedenfalls: »Sowohl der vom Spital angekaufte Wein als das eigene Gewächs des Spitals sollen durch Zuckerzusatz verbessert werden.«

Spitälinge, die zu außergewöhnlichen Arbeiten herangezogen wurden, erhielten wie die Dienstboten dreimal wöchentlich ein halbes Pfund Fleisch und täglich zwei Schoppen Wein. Für ältere, schwächere Spitalgenossen und Kranke erfolgte die Kostabgabe nach den Bestimmungen des Arztes...

Nach Beendigung des Abendessens wurde das Nachtgebet gesprochen und jeder konnte sich zur Ruhe begeben. Nach 21 Uhr im Sommer, 20 Uhr im Winter, durfte außer in den Krankenzimmern kein Licht mehr gesehen werden. Die Türen der Spitalgebäude waren ab diesem Zeitpunkt geschlossen. Der Zutritt fremder Personen zum Spitalareal war nur in besonderen Fällen möglich. Umgekehrt durften Spitalgenossen nur mit Genehmigung des Spitalmeisters diesen Bereich verlassen.

Auf die Nichtbeachtung der in der Hausordnung niedergelegten Vorschriften und auf das Hinwegsetzen über Anordnungen des Spitalmeisters standen Strafen. Sie reichten von der ernstlichen Ermahnung über die Verringerung der Kost bis zum halbtägigen Einsperren. (Vgl. hierzu die Ausführungen Achim Fenners in der Festschrift zur 600-Jahr-Feier des Spitals Radolfzell).

Es dürfte deutlich geworden sein, wie viel sich von damals bis heute geändert hat. Dies wird noch offensichtlicher, wenn man in dem Festschrift-Beitrag von Dr. Heinrich Schall mit dem Titel »Die Geschichte des Spitals Radolfzell aus medizinischer Sicht« liest, wie schlecht manche, insbesondere für die Unterbringung von Kranken vorgesehene Zimmer noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgesehen haben. So lassen sich z. B. einem amtsärztlichen Bericht vom 20. September 1813 folgende niederschmetternden Tatsachen entnehmen: »Die Zimmer sind 19 Schuhe lang, 9 Schuhe breit und 10 Schuhe hoch« (d. h. etwa 6 m lang, knapp 2 1/2 m breit und etwas mehr als 2 1/2 m hoch). »Das Plavon ist von Bretter, und die Wände sind teils von Mauer, teils von Ziegelwerk. Für krätzige, venerische und krebsartige Gebrechen existierten zwei Gemächer oder Spelunken im Seelhaus. Sie sind unter aller Kritik, nieder, schwarz, bodenlos und fast ohne Licht, ebenso das Dach, welches überhängt, dessen wohltätigen Eingang (nämlich des Lichtes) verhindert. Alte, schmutzige Tische und klapperige Stühle nebst Bettladen voll Wanzen sind die einzigen Möbel, welche die Gemächer zieren. Die Betten sind nach Landesbrauch, oben und unten Federn und schwer, zum erdruckt werden.«

Was Dr. Schall sonst noch über die baulichen Verhältnisse des Spitals zu berichten weiß, außerdem über Krankheiten und den Fortschritt der Behandlungsmethoden und über das Wirken der Spitalärzte, insbesondere des Seniors der »Mader-Dynastie«, des legendären Dr. Franz Mader, der 1867 in Radolfzell seine Praxis eröffnete und wenig später zum Spitalarzt ernannt wurde, dies alles empfehle ich Ihnen, in der Festschrift nachzulesen; die Lektüre ist lehrreich und spannend zugleich.

Mit der starken Zunahme der Radolfzeller Bevölkerung in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts wuchs auch die Zahl der Patienten im Radolfzeller Spital. Zählte man 1873 erst 72 Patienten (neben 38 dauernd im Spital wohnhaften Pfründnern, Spitaliten und Waisenkindern), so betrugen die Patientenzahlen im Jahr 1880 = 159, im Jahr 1890 = 280 und im Jahr 1900 schon 491. Der Neubau eines eigenen Krankenhauses war deshalb dringend geboten. In einem vom Großherzoglichen Bezirksamt Konstanz verfaßten Bericht vom 25. April 1899 lesen wir, wie es um das Radolfzeller Spital bestellt war: »Die Anstalt in Radolfzell, welche alt, winkelig, vielfach nieder, mitten in engen und bevölkerten Stadtteilen liegt, entspricht zwar nicht gut, aber genügend, nur den Bedürfnissen einer Pfründeranstalt, während dieselbe hinsichtlich der Eigenschaft als Krankenhaus eine durchaus schlechte Zensur verdient.« Nach der Eröffnung des neuen Krankenhauses auf der Mettnau im Jahr 1906 erfolgte die Umwidmung des Spitals zum ausschließlichen Alters- und Pflegeheim.

Am 7. Dezember 1906 schrieb die Radolfzeller Zeitung »Freie Stimme«: »Ins alte Spital, das nun ein Pfründnerhaus geworden, melden sich ziemlich Leute an.« Eine Übersicht vom Jahr 1907 führt 23 Männer und 25 Frauen als Pfleglinge und Pfründer auf. Heute stehen in den Radolfzeller Spitalgebäuden Plätze für 109 alte und pflegebedürftige Menschen zur Verfügung.

In den seit 1906 verflossenen 80 Jahren erfolgten parallel zu der stürmischen Entwicklung der Stadt und dem Anwachsen ihrer Wirtschaftskraft sowohl die bauliche, medizintechnische und personelle Erweiterung des Krankenhauses als auch mehrere Neu- und Umbauten beim Gebäudekomplex des ehemaligen Spitals und jetzigen Altersheimes. Über all dies informieren in der Festschrift erschöpfend Chefarzt Dr. Heinrich Schall und Stiftungsverwalter Klaus Eisermann.

Ich möchte nicht in den Fehler verfallen, Sie mit zuviel Zahlenakrobatik zu verwirren. Dennoch möchte ich wenigstens einige Vergleichszahlen nennen, aus denen die finanzielle Entwicklung des Spitalfonds seit 1900 sichtbar wird. Im Jahr 1900 betrug das Aktiv-Vermögen des Spitalfonds rund 622000 Mark; die Einnahmen beliefen sich damals auf 71000 Mark, die Ausgaben auf knapp 67000 Mark. 1986 beläuft sich das Vermögen des Spitalfonds auf rund 22 Millionen DM! Einnahmen und Ausgaben im ordentlichen Haushalt werden in diesem Jahr je etwa 24 Millionen DM erreichen! Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen den Verhältnissen anno 1900 und denen von heute! Natürlich ist dies nicht nur auf den Bevölkerungszuwachs zurückzuführen, sondern auch und vor allem auf die im Lauf der letzten hundert Jahre völlig veränderte Kranken- und Altersversorgung in einem immer engmaschiger gewordenen sozialen Netz, das nicht nur den einzelnen finanziell absichert, sondern auch – ebenfalls zum Nutzen der einzelnen Patienten – die Bezahlung einer teueren Apparate-Medizin ermöglicht. Zwar ist die Solidargemeinschaft, die früher innerhalb einer Stadt lebte und deshalb überschaubar und persönlich war, anonymer geworden, doch ist sie andererseits auch viel leistungsfähiger geworden.

Wer von uns würde einem Operateur, seinen hochqualifizierten Mitarbeitern, den modernen medizinischen Geräten und den freundlichen Zimmern im Radolfzeller Krankenhaus auf der Mettnau die Praktiken eines Radolfzeller Stadtphysikus des 17. oder 18. Jahrhunderts und die vorhin beschriebenen kleinen, niederen, fast lichtlosen Kammern in den früheren Spitalgebäuden vorziehen? Wohl niemand! Und doch war unser medizinischer und sozialer Fortschritt nur möglich, weil ihn viele Generationen vor uns grundgelegt und allmählich vorangebracht haben, auch die Stifter, Wohltäter, Ärzte, Pfleger, Schwestern, Verwalter und Helfer im 600 Jahre alten Radolfzeller Spital, an die wir uns heute mit Respekt und Dankbarkeit erinnern wollen. Welches Potential an Gemeinsinn, Hilfsbereitschaft und christlicher Nächstenliebe ist im Verlauf von 6 Jahrhunderten tausenden von unmündigen Waisenkindern, von armen, kranken und alten Menschen zugute gekommen! Dieses unermüdliche mitmenschliche Engagement verdient es vor allem, dankbar zur Kenntnis genommen und anerkannt zu werden.

In den Rahmen der ständigen Weiterentwicklung und Verbesserung des medizinischen und pflegerischen Angebots, der Steigerung der Leistungen in Bezug auf Unterbringung und Verpflegung von kranken und alten Menschen gehören auch die jüngsten Restaurierungs- und Renovierungsarbeiten an den alten Radolfzeller Spitalgebäuden in der Seestraße. Sie stehen dort, wo schon im 14. Jahrhundert die ersten Spitalbauten standen und wo nach einem verheerenden Brand im Jahr 1541 unter Einbeziehung älterer Bauteile die soeben sanierten Häuser und die Spitalkapelle errichtet wurden. Dies haben neuere Untersuchungen, an denen auch der junge Radolfzeller Christof Stadler maßgeblich beteiligt war, ergeben.

So ist – neben dem heutigen Spitaljubiläum – die Sanierung des ältesten Bestandes der Radolfzeller Spitalbauten, die einen neuen, unübersehbaren Akzent ins malerische Radolfzeller Stadtbild setzen, ein weiterer Grund, sich zu freuen und ein Fest zu feiern. Die hierfür verantwortlichen Radolfzeller Kommunalpolitiker, die Planer, Bauleiter und Handwerker und die ganze Bürgerschaft können auf diese Leistung stolz sein. Die vorzüglich erneuerten historischen Spitalgebäude sind jedoch nicht nur schön, sondern sie erfül-

len mit ihrer Einrichtung alle Ansprüche, die man heutzutage an Alten- und Pflegeheime stellt. Damit dienen sie – wie es ja sein soll, in erster Linie ihren Bewohnern und erfüllen mit dem darin tätigen Personal auf moderne Weise ihre 600 Jahre alte Aufgabe, nämlich eine Einrichtung zu Nutz und Frommen alter, kranker und pflegebedürftiger Menschen zu sein. Mögen die Radolfzeller diese Aufgabe nie aus den Augen verlieren und sich immer mit Geld, Wissen und Können, aber auch mit heißen Herzen für das Wohlergehen der Menschen im Krankenhaus und im Altenheim einsetzen; dies ist mein und unser aller Wunsch!

Die um die Jahrhundertwende geplante Eisenbahnlinie Engen – Nenzingen – Espasingen

Am 20. Juli 1867 wurde die Eisenbahnlinie Radolfzell-Meßkirch eröffnet. Am 21.8.1895 wurde dann die Strecke Stahringen-Überlingen und am 1.10.1901 deren Weiterführung nach Friedrichshafen der Öffentlichkeit übergeben. Sehr bald, nachdem die Bodenseegürtelbahn in Betrieb war tauchten Pläne auf, die Schwarzwaldbahn durch eine neue Bahnlinie von Engen über Nenzingen nach Espasingen näher an die Bodenseegürtelbahn anzubinden. Während es den Gemeinden Aach, Eigeltingen und Orsingen vor allem darum ging, überhaupt an das Bahnnetz angeschlossen zu werden, dachten die Verfechter dieser Bahn in der I. und II. Kammer der badischen Landstände großräumiger. Sie sahen darin die direkte Verbindung Paris-Wien. Am 18.1.1902 fand in Eigeltingen eine Besprechung der beteiligten Gemeinden statt; dabei wurde die Hohe großherzogliche Staatsregierung sowie an die Hohe I. und II. Kammer der badischen Landstände in Karlsruhe eine »Bitte um Erbauung einer normalspurigen Bahn von Engen über Aach, Eigeltingen, Orsingen nach Nenzingen mit Anschluß an die Bodenseegürtelbahn in Espasingen« verfaßt. »Die Vertreter der interessierten Bezirke« so hieß es, »erheben heute, von der Notwendigkeit und der Ausführbarkeit ihrer Wünsche durchdrungen, wiederholt die ganz ergebenste Bitte, es möge durch Erbauung dieser Bahnstrecke der Bodenseegürtelbahn ein landschaftlich und wirtschaftlich hervorragendes Gebiet des badischen Heimatlandes die Lebensbedingungen erleichtern und die Grundlage zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung nicht länger entzogen werden.« Schom am 1.7.1902 und dann wieder am 17.7.1908 hatte die großherzogliche Regierung in den Sitzungen der II. Kammer die Erklärung abgegeben, daß die Verbindungslinie nach der Schwarzwaldbahn im Zukunftsprogramm der Regierung vorgesehen sei. Das Interessengebiet der Bahnlinie umfaßt 33 Gemeinden mit rund 19600 Einwohnern, direkt an die Bahn liegend kämen 6 Gemeinden mit 6252 Einwohnern. Zunächst ist es die Stadt Aach mit stark besuchten Märkten, die seit Jahren durch den Mangel einer Bahnverbindung ungünstig beeinflußt werden. Volkertshausen, das mit dem Bahnhof Aach bedient wird, hat die große ten Brinck'sche Fabrik, was sich besonders auf den Güterverkehr auswirken würde. Von der Grundherrschaft Langenstein werden ca. 150–180 Waggon landwirtschaftliche Produkte und ca. 90–100 Waggon Nutzholz erwartet. Für Eigeltingen werden die Steinbrüche, Kies- und Sandlager besonders hervorgehoben. Orsingen mit bedeutender Landwirtschaft würde ohne Zweifel durch die Bahn einen wirtschaftlichen Gewinn haben. Nenzingen als Anschlußstelle besitzt eine größere Zwirnereifabrik, deren Beteiligung am Güterverkehr mit einem erheblichen Tonnengehalt vorgesehen wäre. Engen selbst als Ausgangspunkt der Bahn erwartet von der gewünschten Bahnlinie nicht nur Erschließung neuer Absatzgebiete, sondern auch die Gewinnung weiterer ständiger Arbeitskräfte für ihre 2 Cementwarenfabriken, eine Trikotweberei und eine Zigarrenfabrik.

Im »Hegauer Erzähler« vom 6.7.1910 wird dann über die Behandlung der Petition in der II. Kammer berichtet. Der Abgeordnete Göhring macht sich sehr stark für die neue Bahnlinie und sieht darin auch eine Möglichkeit, den Durchgangsverkehr der Arlbergbahn, der jetzt hauptsächlich durch die Schweiz geht, nach Baden abzulenken. Der Abgeordnete Büchner weist darauf hin, daß mit dieser Strecke eine große Durchgangslinie Wien-Paris geschaffen würde, sodaß die Verbindungsbahn Engen-Espasingen zugleich den Durchgangsverkehr von Nordwest-Europa nach Südost-Europa vermitteln könnte, während dieser Verkehr jetzt über München oder via Mailand und ebenfalls durch die Schweiz geht. Der Abgeordnete Hilbert erwähnt, daß der Wunsch einer Bahnverbindung Engen-Nenzingen nun schon bald 40 Jahre alt sei, das heißt also, man wollte diese Bahn schon bauen als es noch keine Verbindung Stahringen-Friedrichshafen gab. Aus den Kreisen Singen, Konstanz und Radolfzell regen sich aber schon bald Widerstände gegen diese Bahn, die in ihr eine Benachteiligung ihrer Stadt sehen. Die Abgeordneten Venedey, Konstanz und Schmid, Singen wollen dem abhelfen, indem die neue Strecke nur als Nebenbahn bis Nenzingen, also ohne Weiterführung nach Espasingen gebaut werden soll. Am 23.1.1912 kamen die Bürgermeister der betroffenen Gemeinden in Engen zusammen und beschlossen eine erneute Petition an die Regierung. Von den anwesenden Abgeordneten verlangte man, daß sie der Regierung nun mal die Zähne zeigen sollten. Aus dieser Eingabe ist nun auch die genaue Streckenführung zu ersehen. Für den Anschluß an die Schwarzwaldbahn wurden zwei Varianten vorgeschlagen. Im ersten von der Stadt Engen unterstützten Plan verläßt die Bahn etwa 0,9 km nach dem Bahnhof Engen die Schwarzwaldbahn in Richtung Nordwesten und durchfährt einen